



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gutzkow, Carl: Ottfried.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wußte nichts davon, auch die des Innern und der Finanzen nichts. Indes können wir schon jetzt beurtheilen, daß es kaum in der Macht Preußens gestanden hätte, dem schlesischen Handel und Verkehr die gewünschten Vortheile zu sichern, und ferner, daß durch die Folgen der Krakauer Revolution, durch die Verwüstung und Verarmung Galiziens wenigstens für eine Reihe von Jahren vortheilhafte Handelsbeziehungen unmöglich geworden wären. Oestreich aber hatte das größte Interesse, seine Zolllinien über Krakau hinauszurücken und dasselbe von Schlesien abzusperrern, nicht nur, weil das widerspenstige Krakau dadurch zu einer Provinzialstadt herabgedrückt wurde, sondern noch mehr, um die große Baarenstraße für seinen Osten von Hamburg und Breslau fort nach Triest und Wien zu verlegen. Vieles hätte es auf's Spiel setzen müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Für Schlesien aber waren die Folgen sehr traurig. Seine besten Märkte hat es verloren, sein Verkehr mit dem Ausland hängt jetzt allein von den Conjuncturen Englands und dessen momentaner Schwäche in irgend einem Ein- oder Ausfuhrartikel ab. Selbst eine sehr unwahrscheinliche Veränderung der österreichischen Zollgesetze, welche die Schlagbäume zwischen Böhmen und Schlesien niedermürfe, würde Schlesien nicht viel helfen, denn Böhmen ist ein Concurrent, kein Abnehmer für Schlesien. Wenn unter solchen Umständen der Breslauer Kaufmann noch Thätigkeit und Selbstgefühl zeigt, so muß doch er zumeist die Empfindung haben, daß das Lebensmark aus den Gliedern seiner Provinz schwindet, und die Zukunft nicht fern ist, wo das Gefühl dieses Unglücks allgemein und sehr sichtbar werden wird.

So liegt ein großes Land, so schön, so reich wie irgend eines in Deutschland unter dem Bann dunkler Gewalten, und nur eines kann sein Geschick ändern, die Ueberzeugung, daß es kein Unglück gibt, welches nicht durch Manneskraft und Mannesmuth besiegt werden kann: aber freilich muß diese Ueberzeugung erst zur That werden und dem Lande schaffen, woran es keinen Ueberfluß hat, Männer.

Ottfried

von Carl G u k k o w.

Das vorige Neujahr brachte uns den Bullenweber, ein politisches Stück voll weiter patriotischer Tendenzen. Es brachte das Lied „Schleswig-Holstein meeresumflungen“ auf die Bühne, in einer Zeit, wo unsere Politik noch in die Dämmerung der Wünsche und Ahnungen versenkt war. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Somnambulismus unserer politischen Sehnsucht auch auf den Inhalt des Stücks einwirkte: der Hauptheld, der mit den prophetischen Worten: „Ein freier Sund für alles freie Denken, ein freier Paß für's ganze freie Deutschland,“ seinen

Abtritt nahm, hatte während der Handlung alle seine Kräfte daran gesetzt, diese Freiheit des Sundes zu hintertreiben, und das Centrum der politischen Wirren, deren materieller Zusammenhang sich in dem wunderlichsten Spiel wechselnder Interessen verlor, fand sich in der Stimmung besonders begabter, geistreicher Naturen, denen zwar zuweilen „die Gedanken zum Herzen herausgingen,“ ohne aber deshalb der profanen Menge verständlicher zu werden, denn sie hatten zu sehr den Anstrich willkürlicher Caprice, den die „Gedanken“ des jungen Deutschlands so wenig verleugnen können, als die Zeit, deren Product und deren Ausdruck es war.

Zu der eben erschienenen Ausgabe des *Wullenweber**) hat Gutzkow eine Vorrede geschrieben, in welcher er die Kritik dadurch entwaffnet, daß er die Fehler seines Stückes selber aufzählt, und ihm wenig mehr vindicirt, als die patriotische Absicht. Diese Auerkenntniß kann ihm die Kritik nicht versagen. *Wullenweber* ist ebenso ein Ausfluß der patriotischen Tendenzen des Jahres 1847, als in *Uriel Acosta* die religiösen Emancipationsgelüste der frühern Jahre, die Lichtfreunde, die Deutschkatholiken und die Reform-Juden sich abspiegeln. Auch in seinen Dramen verleugnet Gutzkow den Journalisten nicht. Nur machte die lichtfreundliche Tragödie mehr Glück, als die patriotische, denn religiöse Stimmungen lassen sich bequemer in ein subjectives Interesse concentriren, als patriotische Forderungen; jene machten nur den Helden confus, diese die Handlung. In einen confusen Helden findet man sich eher, wenn er nur von Zeit zu Zeit die angemessenen Töne anschlägt.

Wenn nun Gutzkow in einer Zeit, die scheinbar vollständig in politische Interessen aufgeht, sich zu seiner eigentlichen Sphäre, dem bürgerlichen, empfindseligen Familiendrama zurückwendet, so ist das ein Phänomen, welches Beachtung verdient. Gutzkow hat den Instinct des Zeitgemäßen, wenn auch nicht immer das Verständniß desselben, weil er in der Zeit befangen ist, die er schildert. Der *Ottfried* ist eine Ahnung, daß die Deutschen, die im letzten Jahr über ihre Kräfte an politischen Einfällen und Plänen ausgegeben haben, sich nachgerade mit geheimer Sehnsucht aufs Neue dem verlassenen Heerde des innerlichen Lebens zuwenden werden, dessen gemüthliches Geprassel ihnen wie ein Alphorn in das Streitgetümmel der Parteinungen nachklingt. Nach „soviel getäuschten Hoffnungen“ u. s. w. kehrt der junge Werther, der diplomatischen Carriere müde, in den Zauberkreis seiner Lotte zurück.

Ottfried findet sein vollständiges Verständniß erst im Ueberblick über die Gesamthätigkeit des Dichters; wir müssen diesen aber auf eine andere Gelegenheit hinauschieben. Hier nur soviel: die Hauptaufgabe seiner Poesie ist, die innere Hohlheit und Lügenhaftigkeit seiner Zeit darzustellen. Als echtes Kind dieser Zeit, hat er nicht immer die Kraft, dieses Gefühl zu einem objectiven Kunstwerk abzurunden, aber von subjectivem Interesse ist jedes seiner Werke, und der Nach-

*) Jürgen Wullenweber von Carl Gutzkow. Leipzig, Brock.

welt würde, wenn sie seine Werke übersähe, ein wesentliches Moment zum Verständniß unsers liebenswürdigen Säculums abgehn.

Jene Tendenz versteckt sich bereits, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, im Namen. Guckow ist ein Schalk; er mystificirt das Publikum, noch ehe es vor die Bretter tritt. Ottfried ist gar keine Person, kein reales Wesen, sondern ein Abstractum, ein Mythos von der Doppelnatur eines Menschen im 19. Jahrhundert. Die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen.

Gottfried Eberlin, der Sohn eines frommen Predigers, hat von seinem Vater nicht nur den Namen, sondern auch im Grunde seines Herzens eine gewisse spießbürgerlich fromme Selbstbeschränkung empfangen, welche die angeborne gute Seite seines Wesens ausmacht — die Alice aus Robert dem Teufel oder das Lorle der Madam Birchpfeiffer. Zugleich aber treibt ihn der Teufel des Hochmuths, er quält sich mit jungen gräßlichen und freiherrlichen Bonvivants herum, spielt, trinkt, duellirt sich u. s. w., kurz, er lebt in der Crème der Gesellschaft. Als er eines schönen Morgens sich Visitenkarten bestellt, überfällt ihn plötzlich von rechts und links, von Alice und Bertram her, ein peinlicher Zweifel. Alice fragt, ernst mahnend: ruht denn auch wirklich Gottes Friede der Art auf dir, daß du dich mit vollem Recht Gottfried nennen darfst? Bertram zischelt: ist der Mensch nicht sein eigentlicher Schöpfer? soll er nicht, so wie er sein Schicksal und seinen Charakter mit Freiheit aus sich heraus producirt, auch das Recht haben, seinen Namen schöpferisch zu finden? Da beide Seiten in ihrem Resultat übereinstimmen, so ist der Entschluß bald gefaßt; das G. wird gestrichen, und aus dem Gottfried wird ein Ottfried.

Nach der Zeit verändert der Held zwar seine Lebensweise und seine Gesinnungen — davon später — aber von den Visitenkarten bleibt ein Rest. Nun soll er sich einer Dame von Welt vorstellen, deren Urtheil über sein künftiges Schicksal entscheidend ist; sie hört: Gottfried Eberlin, Sohn eines Predigers! Also natürlich ein linkischer, blasser, verkümmerter junger Mann mit langen blonden Haaren, abgetragnem schwarzen Einsegnungsfrack und blödem Wesen; nun kommt aber die Visitenkarte: nicht Gottfried, sondern Ottfried. Der Name weckt sofort andere Vorstellungen; er klingt nobel, geistreich, etwas frivol, und demnach wird auch die Person eine andere. Die Wiedergeburt des Jünglings war nicht vollständig, weil er nicht Zeit gewonnen hatte, sich neue Visitenkarten stechen zu lassen.

Endlich steigt sein besseres Ich; gedemüthigt und bekehrt, sinkt er seinem Lorle in die Arme. Kann Ottfried sich herablassen, mich unbedeutendes Wesen zu lieben? fragt das bescheidne Kind. Nicht Ottfried, sondern Gottfried! erwidert der Geliebte, der nun ganz sich selbst wieder gefunden hat.

Weiläufig bemerkt, könnte das Drama auch Götz heißen; denn auf diese Weise atten die freiherrlichen Trinkgenossen des jungen Gelehrten seinen bürgerlichen

Namen nobilitirt. Aber Ottfried überwog mit Recht, weil er zugleich die freie Selbstbestimmung ausdrückte.

Nach dieser Einleitung gehn wir an die Exposition des Stückes.

Erster Act. Gottfried hat seine Rolle in der „Gesellschaft“ als Götz zu allgemeiner Zufriedenheit gespielt, er fühlte keinen Abstand mehr gegen den Adel, in dessen Reihen er sich bewegte, bis er sich in eine adlige Dame verliebte, und nun die Erfahrung machen mußte, daß man über die Unterschiede des Bluts doch nicht hinauskäme. Tief verletzt, faßte er einen raschen Entschluß, zog sich von seinem bisherigen Umgang zurück, und machte zu Fuß eine Reise durch Frankreich, Italien u. s. w., bis nach Syrakus, wie Seume. Da er nun von Hause keine Unterstützung erhält, auch keinen bestimmten Erwerbsszweig hat — er hat beiläufig ein Jahr Theologie, ein Jahr Jurisprudenz, ein Jahr Philosophie studirt — so stößt dem Dichter die Frage auf: wovon hat er in der Zeit gelebt? Gunklow ist nicht naiv genug, die Antwort schuldig zu bleiben, er ist Pragmatiker. Gottfried hat seine Reise als Büchertrödler gemacht. Seine frühere Erwerbsquelle, während seines Lebens in den höhern Circeln, das gewiß sehr kostspielig war, wird nur andeutungsweise berührt: glückliches Spiel. Der deutsche Dichter hat weder die Kraft, die Sache mit französischer Leichtfertigkeit zu behandeln, der ordinären Moral eine aristokratisch-frivole entgegenzustellen, noch die Energie der tiefen Schaam.

Drei Jahre hat Gottfried auf seiner Reise zugebracht, da zieht's ihn nach der Heimath. Er hält sich einige Zeit in der Nähe des Vaterhauses bei einem redlichen Förster auf, vom Vater wohl bemerkt aber ignorirt. So hätte die Sache noch lange fortgehn können, aber ein junges Mädchen, Agnes, das sich zum Besuch im Pfarrhause aufhielt, hat sich vorgenommen, Vater und Sohn zu versöhnen. Der Vater hat eben eine Predigt vom verlorenen Sohn gehalten, und setzt sich mit seinen Gästen zu Tisch, da tritt als unerwarteter Gast, von Agnes heimlich bestellt, der Sohn ein. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber ist, nehmen Vater und Sohn Gelegenheit, sich gegen einander auszusprechen. Gottfried erzählt seine vorhin skizzirten Lebensschicksale, es findet sich, daß er doch immer viel Anhänglichkeit an die Familie bewahrt habe, und als er zuletzt erwähnt, „ein Engel sei ihm erschienen“, der ihn vollends auf den rechten Weg geleitet, ist die Versöhnung fertig. Agnes tritt hinzu, im Bunde die dritte; Verlobung, Gruppe. Das Stück wäre zu Ende, wenn nicht einige Andeutungen, die Familie Agnesens betreffend, vermuthen ließen, daß von dort uns sich nicht unbeträchtliche Hindernisse dem erwünschten Schluß wenigstens einige Acte hindurch entgegenstellen dürften.

Der zweite Act führt uns in das Innere dieser Familie. Agnes ist die Aschenbrödel des Hauses. Ihr Vater, ein eitler, lächerlicher Commerzienrath, gefällt sich darin, die Rolle des Empfindsamen zu spielen, und hat sein ganzes Herz seiner ältern Tochter Sidonia zugewendet, die früher schon einmal an einen

Edelmann verheirathet, jetzt als die Verlobte Hugo Schomburg's, eines jungen Grafen von den glänzendsten Aussichten, auftritt. Sie ist Weltkame im höchsten Styl, folglich frivol und empfindsam zugleich. Stolz auf diese Tochter, erfährt es daher der Vater mit innigem Mißbehagen, daß sein jüngeres Kind durch eine Mesalliance mit einem Pfarrersohn seinem Hause Schande machen soll. Es wundert ihn zwar, daß sein Schwiegersohn ihn versichert, „Göz“ sei früher die Seele ihrer Cirkel gewesen, allein er meint, die jungen adligen Herren werden wohl den bürgerlichen Monsieur freigehalten haben.

Der Pfarrersohn erscheint in der Residenz, aber nicht als Göz, sondern als Gottfried, im schwarzen Frack, Zeugnisse in der Tasche, eilig, dem Minister seine Aufwartung zu machen, und um eine bescheidene Pfarre zu sollicitiren. Doch besucht er unterwegs seinen alten Freund Hugo, der ihn in dem alten Ton empfängt, und in ihm die Sehnsucht nach den schönen Tagen von Aranjuez rege macht. Bei diesem Besuch findet er Gelegenheit, seinen Schwiegervater in spe tödtlich zu beleidigen, so daß man erwartet, der früher als hartherzig geschilderte Mann werde nun entschieden gegen die Verbindung sein.

Der Anfang des dritten Acts scheint das zu bestätigen; doch unerwartet wird der alte Herr wirklich gerührt, er will seinen Segen geben, er will dem Candidaten durch eine Fürsprache beim Minister, durch eine gute Aussteuer unter die Arme greifen, nur verlegt es ihn, daß der junge Mann, als dessen Wohlthäter er sich ansieht, so kalt gegen ihn bleibt, und so erklärt er zuletzt, seine Tochter Sidonia, eine Dame von bewährter Welserfahrung, solle entscheiden, ob Gottfried ein passender Schwiegersohn sei. Jene Kälte hat übrigens dem Herzen der jungen Agnes imponirt, sie geräth plötzlich in eine tiefe unmotivirte Extase, erklärt, eines solchen Halbgotts nicht würdig zu sein u. s. w., worauf die gebührenden Gegenversicherungen erfolgen.

Der Besuch Sidoniens ist schon angedeutet. Gottfried erscheint als Ottfried und gewinnt so großen Beifall, daß ein tieferer Eindruck unvermeidlich ist. Dieser Eindruck ist gegenseitig. Die Verwicklung ist am Ziel: Gottfried ist als Bräutigam anerkannt und acceptirt, aber in eine gefährliche Liaison mit der schönen und interessanten Schwester seiner Braut verstrickt.

Vierter Act. Es sind einige Wochen vergangen. Der Held, nun ganz wieder Ottfried, trägt einen Schnurrbart, ist nicht abgeneigt, sich wieder auf ein Duell einzulassen, und unterhält ein ziemlich lebhaftes Verhältniß mit Sidonien. Dennoch ist auf heute Abend seine Verlobung mit Agnes angesetzt. Sein Freund Hugo stellt ihm vor, die Sache ginge denn doch auf diese Art nicht, überhaupt habe er sich in seinem theologischen Beruf getäuscht, es biete sich nun eine Ausgleichung. Hugo ist Gesandter an einem mittlern Hof geworden; er braucht einen Gesandtschaftssecretär, der ihm Depeschen schreibt. Sein eigener Styl ist miserabel. — Agnes sitzen lassen? das unschuldige Kind! Nimmermehr! — Geht heftig ab.

Verlobungsfaal. Die Gäste sind zahlreich anwesend. Sidonie hat eine heftige Scene mit ihrer Schwester; sie wirft ihr vor, einen solchen Geliebten nicht zu verdienen; „ihm gegenüber würde sie Semele sein, die in der Umarmung des Donnerers zusammenschmolze.“ Hugo stürzt herein: thut mir sehr leid, meine Herrschaften, aber öffentliche Rücksichten gehn privaten vor; Freund Göz ist so eben zum Gesandtschaftssecretär ernannt und als Courier mit dringenden Depeschen nach da und dahin expedirt, er läßt sich empfehlen und wird nächstens schreiben. Sidonie triumphirt, der Commerzienrath freut sich über die Standeserhöhung seines Schwiegersohnes, die frivolen Personen gehen ab, Agnes bleibt in Dymmacht liegen, indem tritt der Pfarrer ein und blickt gen Himmel. Große Gruppe.

Fünfter Act. Die beiden Freunde leben auf ihrer Gesandtschaft in Hülle und Fülle, Ottfried hat an Agnes nur zwei bis drei Briefe geschrieben, dagegen hat er die officiellen Depeschen auf das Vortrefflichste redigirt. Hugo ist im Begriff, auf einen höhern Posten berufen zu werden; dazu braucht er eine Frau: „Ich weiß in der Eile keine andere, als Sidonie, sie wird auch wohl keine Schwierigkeiten machen, ihr liebt euch zwar, indeß was thut's, einen Bürgerlichen wird sie doch nicht heirathen, und ihr könnt ja nachher eben so gut —“ „Nachher?! das ist gegen die Moral! ich schreibe sogleich an Sidonie; zudem liebe ich sie eigentlich nicht mehr.“ Es ist Nacht; der Pfarrer und Agnes treten ein, sie sind dem treulosen Liebhaber gefolgt. Der Vater ist im Begriff seinem Sohn zu fluchen, da sagt dieser ruhig und ernst: „Halt! lies erst diesen Brief.“ Sie lesen ihn: „Sidonie, ich entsage Ihnen! Sie sind eigentlich zu unweiblich, und ich würde zu Agnes zurückkehren, wenn ich ihrer noch würdig wäre!“ — „Noch würdig,“ ruft diese entzückt! „welche Idee! Ottfried, kannst Du Dich denn herablassen, mich zu lieben?“ — „Nicht Ottfried, sondern Gottfried.“ Sidonie sucht ihre Verlegenheit durch einige unpassende Redensarten zu bemänteln, der Commerzienrath erregt durch Späße Heiterkeit, und die Befriedigung wird dadurch vollständig, daß die Regierung, davon unterrichtet, daß jene Depeschen nicht von Hugo, sondern von Gottfried herrühren, diesen als Geheimerath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beruft.

Die Handlung ist einfach, wie man sieht; sie ist dennoch weniger durchsichtig, als man sonst bei Guklow gewohnt ist, weil sie durch episodische Züge, psychologische Feinheiten u. dgl. verdeckt ist. Der Hauptfehler liegt darin, daß wir nur eine Reihe fertiger Zustände vor uns sehen; die eigentlichen Krisen, der Sündenfall und die Besserung des Helden, gehen in den Zwischenacten vor. Seine innere Geschichte, worauf hier der Hauptaccent gelegt ist, erleben wir novellistisch, nicht dramatisch. Daß in der Gruppierung der Handlungen mehrfach der theatralische Gesichtspunkt den dramatischen in den Hintergrund drängt, habe ich schon in der Skizze angedeutet.

Dagegen ist nicht zu verkennen — und das ist bei Guklow ein wesentlicher

Fortschritt - daß eben so oft ein Streben nach psychologischer, nach unmittelbar angeschauter Wahrheit vorherrscht, zuweilen mit Hintanzetzung des Effects. Gukfow trat zu früh in die Literatur, er hatte nichts weiter erlebt, als die Nachwehen des Faustischen Dranges in der ganzen Verschwonnenheit der thatenlosen Restaurationsperiode. Durch paradoxes Aussprechen dieses Dranges erregte er Aufsehn und zog sich Verfolgungen zu; seitdem hat er zwar mancherlei erfahren, aber nur als Mann von Fach, nur in Beziehung auf sich, nur mit Reflexion, nicht unbefangen und unmittelbar, wie es der Dichter soll, der uns Wahrheit geben will. Zu ungeduldig, um die Zeit zu studiren und in ihrer Berechtigung zu begreifen, war er doch nicht kühn genug, ihr offen ins Gesicht zu schlagen; er hohlte um ihren Beifall, auch wenn er sie zu verhöhnen schien. Die falsche Stellung, in welche er seine ins Unendliche strebenden Charaktere dem Ideal gegenüber fand, er nahm sie selber ein. Darum hat er mit seiner Strebsamkeit und seinem Talent nie einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Ersatz erzielt. Nur der Gläubige beherrscht das Leben; nur der Frivole befreit sich von ihm, wer keines von beiden vermag, wird sein Slave. Daß nebenbei ein Publikum, dem man die jämmerlichste aller Figuren, die seit der Erfindung der Sprache die Poesie erschaffen, dem man einen Uriel Acosta als Helden aufstischen kann, nicht dazu geeignet ist, den Dichter zu einem wahrhaft künstlerischen, andächtigen Schaffen anzuspornen, das kann nur ein abstracter Gelehrter übersehn, wie es in Deutschland noch einige gibt.

Es ist also das Verdienst Dittfrieds, das es in größerer Zahl, als irgend ein anderes Gukfow'sches Drama, Motive enthält, die unmittelbar der Natur abgelauscht sind. Es ist freilich zum Theil auch ein Verdienst der Zeit. Wir haben eingesehn, daß unser Idealismus, in dem wir uns brüsteten, die hohlst, erbärmlichste, nichtswürdigste Stimmung war, die je ein Volk entehrt hat; wir haben uns mit einem gewissen Heißhunger auf die bescheidenen Grashalme des Realismus geworfen, die uns noch übrig geblieben waren. Berthold Auerbach und Andere haben dadurch ihr Glück gemacht. Mir fällt in diesem Augenblick nur ein Beispiel ein, die Scene, wo Gottfried seinen Vater zuerst widersieht. Die Gesellschaft sitzt bei Tisch, Vater und Sohn in der peinlichsten Stimmung, wagen nicht sich anzusehen, sie sprechen kein Wort, zuletzt essen sie sehr lebhaft, um nur nicht aufblicken zu dürfen. Die Andern, um ihre Verlegenheit zu bemänteln, sprechen das verdrehteste, unpassendste Zeug durcheinander und begehen eben dadurch zahlreiche Verstöße gegen die Situation. Das alles nimmt sich auf dem Theater ungeschickt, aber es ist wahr empfunden, und haben wir nur erst diesen objectiven Gehalt, so wird sich das Arrangement schon finden.

Uebersetzen wir nun die Träger der sittlichen Idee, die Charaktere, auf die ebenfalls ein viel größerer Fleiß verwendet ist, als gewöhnlich, so unterscheiden wir zwei Gruppen: die strebsame und die befriedigte. In der letztern gehört der

Pfarrer, Agnes und die Haushälterin, die dem alten Commerzienrath die Lügenhaftigkeit seines Wesens auf eine für Domestiken etwas ungewöhnliche Weise vorhält. Der Pfarrer ist mehr Figur als Character, er weiß den moralischen Anstand würdig zu vertreten; ein weiteres menschliches Interesse erregt er nicht. Agnes ist zu schwach gehalten; es ist wohl denkbar, daß ein strebsamer Mensch, nachdem er das Leben mit einiger Virtuosität ausgekostet, in einer anspruchslosen Natur Ruhe findet, aber diese muß in sich fest und sicher sein; was ihr an Perspective abgeht, muß die ursprüngliche Intenstität der Anlage ersetzen. Ein Weib, das nichts hat, als seine Liebe, das zu dem Geliebten, demüthig ausblickend, sagt: Otfried, wie kannst du dich herablassen, mich zu lieben! kann diesen Halt nicht geben, wenigstens nicht einen sittlichen; denn zu einem gewissen Abschluß kommt zuletzt freilich Jeder, auch der blasierte Genusmensch.

Von größerem Interesse ist die Klasse der Strebsamen oder Unwahren. Abgesehen von dem Chorus der hohlen Welt — in der sich ein Pole auszeichnet, dessen Rolle darin besteht, zu Allem „Särr gutt“ zu sagen, tritt zunächst ein untergeordneter Lügner hervor, der Commerzienrath. Er hat die Marotte, für gefühlvoll zu gelten, läßt sich über jede Kleinigkeit in Empfindungen aus, und ist dabei von Natur so kleinlich und egoistisch als möglich. Es geht Gucklow mit solchen Characteren wie Pulver. Zuerst gibt er ihre Grundzüge im Allgemeinen, setzt dann hinzu, daher kommt es, daß sie sich in den betreffenden Fällen so und so benehmen, dann kommen die Fälle, und sie benehmen sich so und so. Solche Figuren können nur durch eine humoristische Darstellung gerechtfertigt werden, der Humor aber geht Gucklow ganz ab, wie allen kleinlich strebsamen Naturen. Es bleibt bei der Satyre, und diese in den dicksten Farben. J. B. der Commerzienrath liebt es, bei feierlichen Gelegenheiten seine Gefühle als Improvisation vorzutragen; diese Improvisationen sind aber memorirt, er hat sie schriftlich aufgesetzt, sorgfältig corrigirt, und läßt sich von seiner Enkelin überhören. Als Andeutung geht das, aber in einer bis ins kleinste detaillirten Scene ist es unerträglich. Das Kind bricht ein Glas entzwei, er gibt ihr heimlich einen Puff, und sagt dann laut: du süßer kleiner Engel! das kommt zwei- bis dreimal vor. Er schenkt seiner Tochter ein paar Louisd'or, und wird darüber so gerührt, daß er in Thränen ausbricht, gen Himmel blickt, von seinem Tode faselt u. s. w. Die glücklichste Scene ist ein Rausch, in dem er seine wahre Natur enthüllt, er docirt, die Menschen seien Raubthiere, darum hätten sie scharfe Vorderzähne, er zeigt auf seine Zähne, findet, daß er keine mehr hat, und kommt dadurch in die Idee des Todes und durch diese wieder in die offizielle Trauerstimmung. Dabei ist der Dichter so gutmüthig, den in der Anlage gut gedachten schroffen Egoismus nicht festzuhalten, denn der alte Commerzienrath gibt wirklich nach, wenn man ihm gehörig zu Herzen redet. Jedenfalls bleibt diese Figur, trotz ihrer dicken Farbe, für den Darsteller eine dankbare und wurde bei der Leipziger Aufführung

mit größter Virtuosität, und, was mehr sagen will, mit der gehörigen Mäßigung ausgebeutet.

Sidonie ist die zweite, höhere Stufe dieser Lügenhaftigkeit. Sie ist von umfassender Bildung, starken Leidenschaften, interessanten Launen, ihr Wesen ist also nicht bloß gemacht, wie das ihres Vaters, der mit seinen Sentiments die angeborne Einfalt nie verbergen kann. Sidonie hat Inhalt, sie weiß selbst den geistreichen Helden zu bezaubern, aber sie ist doch wieder klein genug, einer gewöhnlichen prosaischen Natur Stoff zur gerechtesten Ironie zu geben. Ihr Bräutigam übersieht sie, er zeigt ihr ganz richtig, daß sie nach den Umständen des Bekanntwerdens u. s. w. sich sehne, daß sie unglücklich sein werde, wenn sie aus der Rolle der Lemme incomprise heraustreten müsse. Ein Zug der Selbstironie, der Guklow eigenthümlich ist; denn Selbstironie ist es, sie trifft das eigne Wesen. Von der Wally herauf zur prosaisch gehaltenen Seraphine und immer so weiter hat diese Figur den Dichter mit großer Vorliebe beschäftigt; seitdem hat die Gräfin Hahn-Hahn und ihre Schule dasselbe Genre mit weit größerem Glück angebaut, und die Clesia's, Faustinen, u. s. w., haben bei aller Willkürlichkeit, immer ein weit größeres Interesse als die derartigen Schöpfungen des jungen Deutschland, denn sie sind naiv und unmittelbar erlebt.

Der empfindsamen Dame steht der ironische Weltmann gegenüber, Graf Hugo; ein Aristokrat, der durch gebildete Reflexion über alle sittlichen Bedenken hinaus ist, ohne deshalb irgendwie böse zu sein. Wir haben diese Figur den Franzosen abgelauscht und sie in neuester Zeit mit großem Eifer cultivirt. Die Frivolität, die Freiheit von den sogenannten sittlichen Voraussetzungen, hat ihre wesentliche sittliche Berechtigung; sie ist das Ferment, aus welchem der höhere sittliche Geist hervorgeht. Die Frivolität ist der Anfang der Emancipation. Um sie aber darzustellen, muß man wenigstens die Fähigkeit dazu in sich tragen. Guklow ist nicht frivol, nicht frei, obgleich ungläubig und skeptisch; daher seine häufigen Beziehungen auf den Vater droben u. s. w. Es ist ihm daher keine rechte Freude an einer solchen Schöpfung. Zwar ist es ihm diesmal mehr als je gelungen, wenigstens die Sprache der Bildung festzuhalten — in dem Haupthelden selbst springt er denn doch alle Augenblicke in Kozebue und Claren über — dafür verliert er zuweilen das Maas, das der aristokratischen Bildung allein Berechtigung verleiht. Verliert die Selbstsucht dieses Maas, so wird sie gemein. Ein Edelmann, der zu seinem Freunde sagen kann: wenn Sidonie meine Frau ist, kannst du ja weiter mit ihr u. s. w., setzt sich Ohrfeigen aus. Man kann Diplomat genug sein, derartige Verhältnisse zu ignoriren, sobald man aber sagt, daß man sie ignorirt, ist man nicht mehr Edelmann, sondern gemeiner Halunke.

Endlich der Hauptheld selbst. In ihm ist kein Fortschritt. Ottfried ist Casar, Werner, Uriel Acosta u. s. w., der geistvolle Mann, der absolut nicht weiß was er will, die schwächliche Molluske ohne Knochen und Mark. Von allen Seiten

wird ausgefagt, er sei ein Mann ersten Ranges; wir haben nichts dagegen, denn wir müssen den Leuten, die es sagen, ein besseres Urtheil über ihn zutrauen, als uns selber, weil sie vielmehr Gelegenheit haben, mit ihm umzugehen, als uns geboten wird; aber wir haben keine Freude daran. Wir sind froh, daß er nachher gut versorgt wird, aber wir finden keine sittliche Befriedigung. Er hat Sidonien entsagt, weil — sie ihn aufgab, er kehrt zu Agnes zurück, weil eben keine andere bei der Hand war. Um so besser für das gute Kind.

Die Revolutionsküche in Wien.

(Von einem Wiener.)

II.

Die Reichstagsdeputirten beim „utile dulci.“

Die Reichsversammlung war in Wien zusammengetreten. Die Parteien hatten sich vorerst nach Nationalitäten gesondert und in dieser Sonderstellung waren dieselben, wie bekannt, zum größten Unglück und Ruin der Aufgabe, welche dem constituirenden Reichstage für Oestreich beschieden war, bis auf die neueste Zeit verblieben. Es war natürlich, daß sich diese Parteien auch verschiedene Localitäten zu ihren Zusammenkünften wählten. Die deutschen Abgeordneten der Linken (größtentheils Böhmen) speiseten und clubbirteten im „Ratschakerhose“ in der Spiegelgasse. Die Polen und Czechen hatten zwar ihre besonderen Clubsäle, beide Parteien kamen aber nach den Sitzungen zum rothen Tigel, um dort in zwei verschiedenen Zimmern bei Braten und Wein ihre Operationspläne en famille zu besprechen.

Wer damals zum „Tigel“ kam, konnte dort so ziemlich alle bedeutenden Männer der verschiedenen Parteien kennen lernen. Selbst das Ministerium Doblhoff hatte dort seine Repräsentanten. Herr Hornbostl, ein junger schwächlicher Mann mit einer kühnen Adlernase, langem braunem Scheitelhaar und röthlichem Bart, vor seinem Eintritt in das Ministerium Präsident des Gemeindeauschusses, deliberrte während der zweitägigen Krise, in welcher Doblhoff sein Ministerium zu Stande zu bringen suchte, sehr viel mit seinen Freunden im „rothen Tigel“, ob er das ihm angebotene Portefeuille annehmen solle oder nicht. Die Gesinnungstüchtigkeit und Bescheidenheit dieses Wiener Bürgers drückte sich am besten in der Antwort aus, welche er damals einem jungen Freunde gab, als ihn dieser fragte, „warum er nicht für eine Deputirtenstelle im Reichstage kandidirt habe, da ihm dies doch in seinem Wahlbezirke und überhaupt in der Hauptstadt so leicht gewesen wäre.“ „Offen gestanden,“ sagte Hornbostl, „ich habe mir nicht die nöthi-